

JERUSALEM

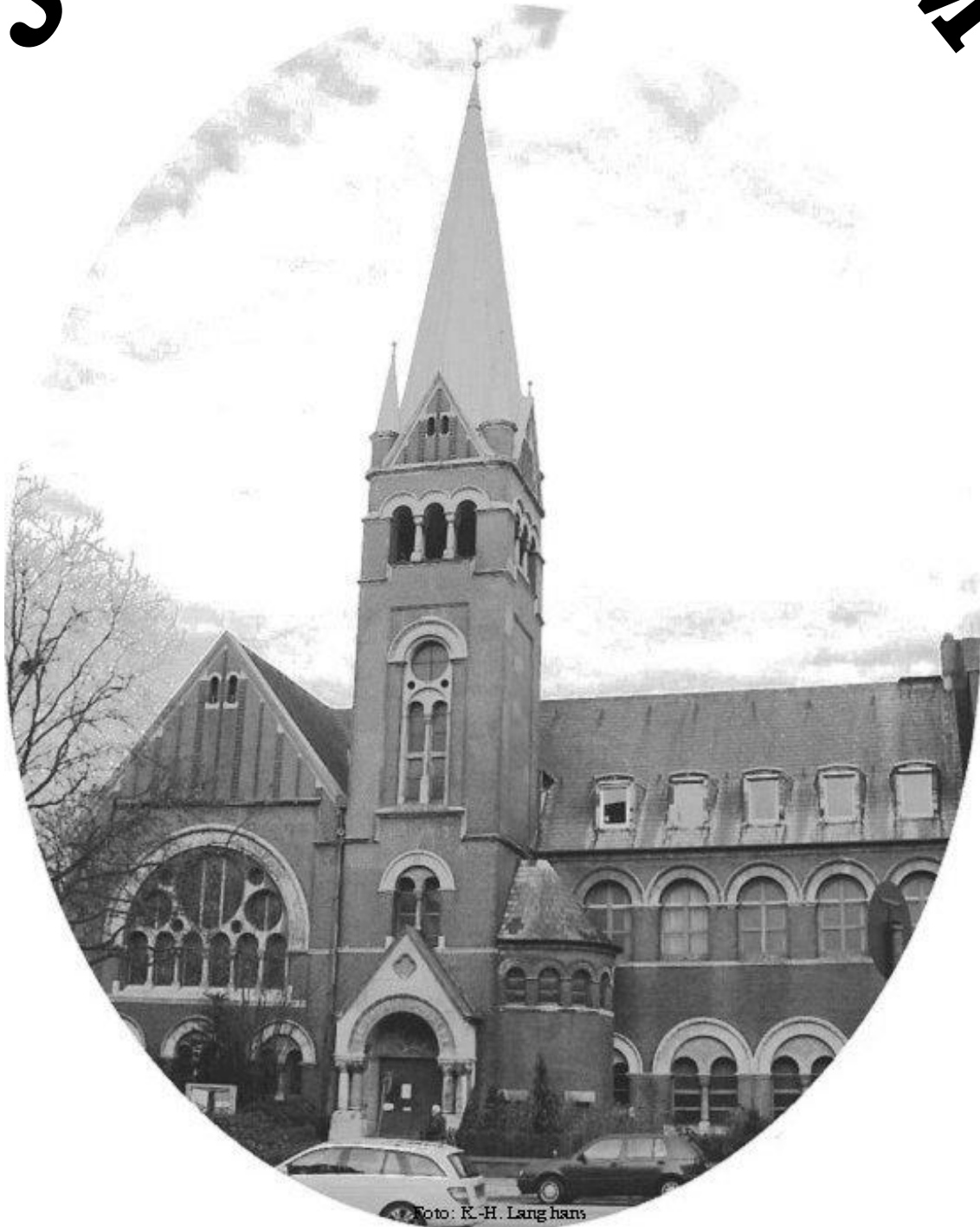


Foto: K.-H. Langhans

Gemeindebrief Nr. 2/2015

März – Mai 2015

Das **Diakonissenhaus Jerusalem**, Schäferkampsallee 30, das „Ella-Louisa-Haus“, wurde vom Diakoniewerk an einen Investor verkauft. Die Schwestern haben weiterhin Wohnrecht und leben in Gemeinschaft zusammen. Die Schwesternschaft gehört dem Kaiserswerther Verband an und versteht sich als Glaubens- und Lebensgemeinschaft evangelischer Christinnen, in der Spiritualität, Gastfreundschaft und Begegnungen ihren Platz haben. Die Zahl der Diakonissen ist kleiner geworden, aber auch die „Feierabendschwestern“ tragen mit ihrer Fürbitte und der ihnen noch zur Verfügung stehenden Kraft unsere Jerusalem-Gemeinde mit.

Das Krankenhaus Jerusalem

Bereits seit dem Jahre 1913 vereint das Krankenhaus Jerusalem hohe Fachkompetenz mit intensiver persönlicher Zuwendung. Ständige Erweiterungen und umfassende bauliche Erneuerungen haben die Klinik im Zentrum von Hamburg kontinuierlich dem Stand des medizinischen Fortschritts angepasst – so beherbergt das Krankenhaus Jerusalem hinter seiner historischen Fassade heute eine moderne Belegarzt-Klinik mit 105 Betten. Im Zuge von Gesundheitsreform und anderen Anpassungen war aber nun auch dies nicht mehr ausreichend, um die Arbeitsplätze und den Betrieb dauerhaft sicherzustellen. Deshalb wurde ein Verkauf eingeleitet. Mit dem Wechsel des Klinikträgers im September 2007 und einer Investitionssumme von zehn Millionen Euro wird das Krankenhaus Jerusalem nun schrittweise erweitert und modernisiert werden. Eine Liste mit Namen und Adressen der Fachärzte ist in der Aufnahme des Krankenhauses erhältlich.

Inhaltsverzeichnis:

Editorial	Seite	1
Kerstin Albers-Joram und Oliver Stabenow, Manchmal bin ich mir selber fremd (Dialogpredigt)	Seite	2
Die Areopagrede des Paulus (Apostelgeschichte 17, 16-34) – ein Gesprächsangebot im interreligiösen Dialog?		
- Hans-Christoph Goßmann, Erster Teil	Seite	5
- Günter Wasserberg, Zweiter Teil	Seite	11
Wolfgang Seibert, Purim	Seite	15
Michael Arretz, Wechsel im Sekretariat: Abschied von Martina („Tina“) Pade und Begrüßung von Swantje Bonitz	Seite	17
Der Frauenkreis hat einen neuen Namen	Seite	18
Regelmäßige Veranstaltungen	Seite	19
Musikalische Gestaltung unserer Gottesdienste durch den ‚Eimsbütteler Frauenchor in der Jerusalem-Kirche‘ unter Leitung von Frau Uta-Katharina George	Seite	19
Veranstaltungen der Jerusalem-Akademie	Seite	19
Veranstaltungskalender	Seite	20

Spenden für die Gemeinde erbitten wir auf folgende Konten:

Haspa: IBAN - DE33 2005 0550 1211 1292 16 BIC - HASPDEHHXXX

EDG Kiel: IBAN - DE61 2106 0237 0118 1070 00 BIC - GENODEF1EDG

Konto des Fördervereins Jerusalem-Kirchengemeinde Hamburg e.V.:

HASPA: IBAN - DE40 2005 0550 1211 1237 55 BIC - HASPDEHHXXX

Unsere Internet-Seiten finden Sie unter: Jerusalem-Kirche = www.jerusalem-kirche.de

Bestellungen und andere Anfragen richten Sie bitte an die Jerusalem-Gemeinde

Sekretariat: Frau Swantje Bonitz, Schäferkampsallee 36, 20357 Hamburg, Öffnungszeiten:

Mo. von 15.00 bis 18.00 Uhr und Mi. und Fr. von 9.00 bis 13.00 Uhr, Telefon: 040/202 28 136,

Fax: 040/202 28 138, E-Mail: jerusalem-kirche@gmx.de,

Pastor: Dr. Hans-Christoph Goßmann, Telefon: 32 84 20 64 E-Mail: jerusalem-pastor@gmx.de

Impressum:

Herausgeber ist die ev.-luth. Jerusalem-Gemeinde zu Hamburg. Auflage: 600 Stück

Redaktion: Dr. Hans-Christoph Goßmann, Druck: Druckerei Dietrich GmbH, Beeksfelde 18, 25482 Appen/Pi.

Für namentlich gekennzeichnete Artikel zeichnen die Autoren verantwortlich.

Der Brief erscheint viermal im Jahr und wird auf Spendenbasis an Mitglieder und Freunde der Gemeinde verschickt. **Redaktionsschluss** für den Jerusalem-Brief 3-2015 ist der 27. April 2015.

Editorial



Liebe Leserin,
lieber Leser!

Im Gottesdienst am Sonntag, den 26. Oktober 2014, haben Frau Kerstin Albers-Joram und Pastor Oliver Stabenow eine Dialogpredigt zu dem

Thema ‚Manchmal bin ich mir selber fremd‘ gehalten. Diese Predigt können Sie in dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes nachlesen.

Am 20. Januar 2015 sind wir im Rahmen eines Workshops der Frage nachgegangen, ob die Areopagrede des Apostels Paulus (Apostelgeschichte 17, 16-34) als Gesprächsangebot im interreligiösen Dialog verstanden werden kann. Die beiden einleitenden Beiträge von Dr. Günter Wasserberg und mir finden Sie auf den folgenden Seiten.

Am 5. März 2015 wird in jüdischen Gemeinden Purim gefeiert. Dr. Wolfgang Seibert, der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Pinneberg, gibt uns einen Einblick in die Bedeutung dieses Tages.

Im Sekretariat unserer Gemeinde hat es einen Wechsel gegeben: Unsere bisherige Gemeindesekretärin Frau Martina Pade hat uns verlassen, weil sie eine neue Aufgabe in der Geschäftsstelle für Bildung des Kirchenkreises Hamburg-Ost im Rockenhof in Hamburg-Volksdorf übernommen hat. Anfang dieses Jahres hat Frau Swantje Bonitz ihre Nachfolge übernommen. Dr. Michael Arretz, der Vorsitzende unseres Kirchengemeinderates, spricht Frau Pade unseren Dank für die gute Zusammenarbeit aus und heißt Frau Bonitz bei uns herzlich willkommen.

Dass sich unser bisheriger Frauenkreis umbenannt hat, um deutlich zu machen, dass nicht nur Frauen an seinen Treffen gerne teilnehmen können, können Sie dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes ebenso entnehmen wie die Termine der Gottesdienste, die von unserem neuen Gemeindechor, dem ‚Eimsbütteler Frauenchor in der Jerusalem-Kirche‘ unter Leitung von Frau Uta-Katharina George, musikalisch gestaltet werden.

Sie finden auf den folgenden Seiten auch Hinweise auf die nächsten Veranstaltungen der Jerusalem-Akademie.

Wer in unserer Gemeinde im nächsten Vierteljahr Geburtstag hat, werden Sie ab jetzt allerdings nicht mehr im Jerusalem-Brief lesen können. Aus datenschutzrechtlichen Gründen dürfen wir dies nicht mehr veröffentlichen.

Welche regelmäßigen Veranstaltungen durchgeführt werden und wann die nächsten Gottesdienste und Bibelstunden stattfinden werden, können Sie dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes jedoch wie gewohnt entnehmen.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen Ihr

Hans-Christoph Goßmann

* * *

Manchmal bin ich mir selber fremd

Dialogpredigt von Kerstin Albers-Joram und Oliver Stabenow



OSt: Liebe Gemeinde, Entfremdung – das ist ein etwas in die Jahre gekommenes Wort, das immer einmal Saison hat, um dann wieder in die Rumpelkammer vermeintlich unbrauchbarer Ideen

gesteckt zu werden. Für Karl Marx war der Begriff zentral. War Kritik pur am Kapitalismus. Für ihn war Entfremdung die notwendige Folge des kapitalistischen Systems, die es dem Arbeiter unmöglich macht, sich selbst zu verwirklichen.

Die Studentenbewegung knüpfte hier an. Alles, was irgendwie schlecht und verwerflich war, galt plötzlich als entfremdet. Später war der Ausdruck den Soziologen nicht präzise genug und wurde entsorgt. In der Kunst dagegen ist er weiterhin ein Mittel, um das Leben zu deuten.

Stanley Kubricks Film "A Clockwork Orange" erzählt auf seine Weise von Entfremdung. Eine Gruppe Teenager zieht prügeln, vergewaltigend und mordend durch die Stadt; angetrieben von Langeweile, Bezugslosigkeit, Nichtgefühl.

Auf ganz andere, sehr sensible Art hat die Dichterin Ingeborg Bachmann in einem ihrer frühesten Gedichte das Gefühl, mit sich, der Welt und den Geschehnissen darin nicht mehr verbunden zu sein, lyrisch verarbeitet:

"In den Bäumen kann ich keine Bäume mehr sehen.

Die Äste haben nicht die Blätter, die sie in den Wind halten.

Die Früchte sind süß, aber ohne Liebe.

Sie sättigen nicht einmal.

Was soll nur werden?"

Wir beiden Prediger finden die Spannweite des Wortes Entfremdung spannend und glauben, es lohnt sich, gemeinsam darüber nachzudenken. Wenn wir uns ganz salopp fragen, was läuft falsch in unserer privaten



Welt oder in der großen, in der wir leben, dann stellen wir fest: Nein, wir sind nicht direkt unfrei. Wir sind auch nicht fremdbestimmt wie die ferngesteuerten Autos unserer Söhne. Doch die Möglichkeit, so richtig eigenständig zu leben – autonom zu sein –, haben wir manchmal auch nicht. Diese Erfahrung, dieses Gefühl „Ich kann nicht das Leben führen, das ich führen will“ ist mit dem Wort „Entfremdung“ gemeint. Manchmal werde ich durch gesellschaftliche Gründe daran gehindert, ich selbst zu sein, manchmal durch individuelle. Ingeborg Bachmann hat persönliche, Marx gesellschaftliche Gründe beschrieben. Und manchmal mischt sich beides wie bei – nun nennen wir ihn einmal Max – von dem ich nun etwas erzählen möchte.

Max, ein junger Wissenschaftler, ein begabter Mathematiker, hat sein Studium mit Bravour beendet und tritt nun seine erste, gut bezahlte Stelle bei einer Versicherung hier in Hamburg an. Gleichzeitig beschließen er und seine Freundin zu heiraten, schon wegen der Steuern. Dann kommt das erste Kind. Die Familie zieht an den Rand der Metropole, nach Tornesch, wo sich ein Haus mit Garten bezahlen lässt. Ist ja auch schöner für das Kind, sagt Maxens Frau.

KAJ: Eine ganz normale Geschichte, die mir aus meinem privaten Umfeld als Mutter und Familienmensch sehr vertraut vorkommt.

OST: Ja, stimmt, aber auch nicht ganz. Schauen wir einmal in Maxens Vergangenheit als Student. Da hat er in einer WG im Schanzenviertel gehaust, ein wildes Leben zwischen besessener Arbeit und exzessivem Nachtleben geführt, sich wochenlang von Fastfood ernährt und am Wochenende in Tankstellen eingekauft. Er hätte sich niemals vorstellen können, dass er eines Tages jeden Samstag mit dem Kombi ins Einkaufszentrum fährt, danach die Vorräte für die Woche in der Tiefkühltruhe verstaut, sich abends bemüht, rechtzeitig von der Arbeit nach Hause zu kommen, um das Kind zu betreuen und weil der Rasen vor der Grillparty auch noch gemäht werden muss. Mit seiner Frau spricht er vor allem über Organisatorisches. Manchmal kommt ihm das Ganze unwirklich vor. Als sei es nicht sein Leben, das er da lebt. Auf alles hat er sich selber eingelassen und alles ist mit einer gewissen Logik geschehen. Aber das Ende der Entwicklung: irgendwie merkwürdig.

KAJ: Wäre es nicht eine erwachsene Haltung zu akzeptieren, dass sich Lebensumstände ändern, dass man in einer Partnerschaft auch Kompromisse machen muss und dass es eben Konflikte gibt? Irgendwann ist die wilde Zeit mit Dosenbier und Party & Co. vorbei und es kommt eine andere Lebensphase.

OST: Natürlich müssen wir Kompromisse eingehen und natürlich gibt es auch immer Konflikte. Aber hier ist noch etwas anderes geschehen. Obwohl man nicht wirklich sagen kann, dass Max zu irgendetwas gezwungen wurde, ist er nicht mehr bei sich selbst. Die Sache hat eine Eigendynamik gewonnen, eines kommt zum anderen, und so schlittert er in diese neue Lebenssituation, wo er feststellen muss: Nicht ich lebe mein Leben. Nein, das Leben lebt mich.

Solch eine Situation kann man Entfremdung nennen. Es ist keine Fremdbestimmung, keine Unterdrückung – aber wirklich selbstbestimmt, eigenständig ist es auch nicht.

KAJ: Für mich steht der Begriff „Entfremdung“ in enger Verbindung mit der „Beschleunigung des Lebens“ und dem Gefühl der Überforderung, die viele Menschen fühlen bzw. erfahren. Das Leben läuft in schnellen Bahnen und ich vergleiche es mit einem Karussell des Lebens. Ich möchte Ihnen auch von einem Menschen, Linda, erzählen – einer lebenserfahrenen Kollegin, die mit einem Satz sprichwörtlich genau ins Schwarze getroffen hat. Linda erzählte von ihrem Familienurlaub auf Spiekeroog, einer ostfriesischen Insel. Sie sagte, es gäbe dort viel mehr Schafe als Menschen, keine Autos und alles sei so wunderbar entschleunigt.

Dort zu sein, gäbe ihr das Gefühl, dass das Leben so gut sortiert sei, alles hätte seine Ordnung und sei so unübertrieben. Diese Aussage traf für mich ins Schwarze, berührte eine Bedürftigkeit in mir und blieb mir im Gedächtnis haften. Eine Bedürftigkeit, die ich von vielen Menschen höre.

Ich möchte noch mal den Begriff der Überforderung aufgreifen: es reicht nicht mehr aus, einen soliden Job zu haben. Es gehört wie selbstverständlich dazu, seine digitalen Freunde über Facebook und andere Internetnetzwerke zu pflegen, das Smartphone mit den neuesten Apps zu optimieren, am Wochenende die freie Zeit optimiert mit Sport, Familie, Kultur und anderen zu gestalten. Mir geht da manchmal die Puste aus. Und ich wünsche mir, jemand oder etwas entschleunigt mich. Damit meine ich, die Dinge zu sortieren und bewusst Prioritäten zu setzen.

OST: Um noch einmal auf unseren Max zurück zu kommen. Er hat das Glück, einen klugen Freund zu haben – Nein, wir nennen ihn nicht Moritz. Er braucht in der Geschichte gar keinen Namen. – Der Freund sagt ihm: Dir sind die Dinge und Personen in deinem Leben fremd geworden. Doch es sind deine Dinge und deine Personen. Du liebst deinen Sohn. Du findest deine Frau immer noch toll, jedenfalls wenn du hinter die Reihenhausfassade schaut. Jetzt muss kräftig umgebaut werden, aber nicht einfach rückgebaut. Denn

du willst ja das gute Neue, das du gewonnen hast, nicht wieder verlieren. Doch das Verlorene, das ebenfalls gut war, musst du wieder gewinnen. Wie kannst du weiterhin mit deiner Frau und deinem Kind zusammenleben, in der Versicherung arbeiten und trotzdem deinen eigenen Lebensstil dort mit hineinbringen? Und wie kannst du eigene Projekte verwirklichen, in denen du ganz bei dir bist?

KAJ: Das ist eine große Herausforderung, von der Sie da sprechen. Vergangenheit und Gegenwart zu harmonisieren.

Abschluss

OST: Max, Klappe, die letzte. Wieso ist Max in seinem neuen Berufs- und Familienleben sich selbst abhanden gekommen? Da gab es sicher gesellschaftliche Zwänge wie der Arbeitsrhythmus in der Versicherung. Da gab es aber auch eigene Anteile. Ich glaube, unser Max hatte sich in seinem Berufs- und Familienleben ein Stück weit aufgegeben. Er hat nicht mehr auf etwas geachtet, von dem in der Lesung aus dem NT erzählt wird, die wir vorhin hörten. Es fehlte ihm an der nötigen Selbstliebe. Du sollst Gott und deinen Nächsten lieben wie dich selbst – heißt es im Neuen Testament. So unvoreingenommen und unbedingt, wie du dich selbst liebst, so sollst du dich auch den anderen und Gott zuwenden. Deine Selbstliebe, Selbstachtung, Selbstschätzung ist der Maßstab, wie du dich anderen gegenüber verhalten sollst.

Diese Selbstliebe war in der Antike hochgeschätzt. Denn mit ihr können wir Beziehungen eingehen, in denen wir uns gegenseitig mit Wertschätzung, Aufmerksamkeit und Liebe versorgen. Dann können wir mitleiden, schwierige Zeit gemeinsam durchstehen und genauso zusammen das Leben genießen. Dazu gehört auch das Eingeständnis: Ich brauche das, was solche Beziehungen bieten. Gottes- und Nächstenliebe wurzeln in der Erfahrung, selber Liebe zu brauchen.

Im Christentum hat die Selbstliebe später leider einen schlechten Ruf bekommen.

Angeblich gehöre ein unfreundlicher Umgang mit sich selbst zum christlichen Leben dazu. Im O-Ton hören wir das von Franz von Assisi: „Nicht, dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe. . .“ sagt er. Bei allem Respekt, mein lieber Franz, wir verdanken dir viel, aber: Warum in aller Welt soll ich mir das wünschen?

Das Doppelgebot der Liebe ist eigentlich ein Trippelgebot. Es hat drei Seiten: Gott lieben, den Nächsten lieben und sich selbst.

Unser Leben ist Austausch von Zuwendung, ist wie Fahren auf einer mehrspurigen Straße. Zuwendung finden, Zuwendung geben: Gott, dem Nächsten. Hin und zurück. Davon leben wir. Wer einspurig fährt, übersieht den andern, Gott oder übergeht sich selbst. Die Allesverstehler und Überallhelfer sind ständig auf der Gegenspur und nur mit den Bedürfnissen der anderen beschäftigt. Die Egomane dagegen entwickeln eine Art Tunnelblick für die eigene Spur. Deshalb ist das Dreifachgebot so wichtig. Für Max, für uns, für alle.

Tja, und wie die Geschichte von Max und seiner kleinen Familie ausgegangen ist, ob er aus seiner Entfremdung heraus und sie neu zueinander gefunden haben, das weiß ich nicht. Wir haben uns aus den Augen verloren. Darum weiß ich auch nicht, ob sein kluger Freund mit ihm über die berechnete Eigenliebe gesprochen hat und vor allem, wie man sie lebt und mit der Zuwendung zu anderen verbindet. Doch die Liebe, in der wir leben, ist ja keine Einbahnstraße. Sie ist „wie Gras und Ufer, wie Wind und Weite und wie ein Zuhause“. Sie kommt immer auf uns zu, weht uns an und gibt Kraft im Rücken, auf Neues zuzugehen. Darum glaube ich, dass sie auch Max und seine Familie angeweht und neu zusammengebracht hat. Doch ob sie noch in Tornesch im Einfamilienhaus wohnen und er in der Versicherung arbeitet oder in Altona in einer Altbauwohnung mit einem Bauspielplatz um die Ecke für den Kleinen

und Max genügend Geld mit dem Entwickeln von Programmen für Sudokus entwickelt – also da will ich keine Wette eingehen. Muss ich auch nicht. Auch das ist im Frieden Gottes aufbewahrt, der höher ist als unsere Vernunft und unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus bewahren will. Amen.

* * *

Monatsspruch im Monat März

Ist Gott für uns,
wer kann wider uns sein?

Römer 8, 31

Die Areopagrede des Paulus (Apostelgeschichte 17, 16-34) – ein Gesprächsangebot im interreligiösen Dialog? Erster Teil von Dr. Hans-Christoph Goßmann

Oft wird die Areopagrede des Apostels Paulus, wie sie im siebzehnten Kapitel der Apostelgeschichte zu lesen ist, als Gesprächsangebot im interreligiösen Dialog verstanden. Wird dieses Verständnis der Rede gerecht?

Nehmen wir diese Rede in den Blick. In der Lutherübersetzung hat sie folgenden Wortlaut.

Als aber Paulus in Athen auf sie wartete, ergrimmte sein Geist in ihm, als er die Stadt voller Götzenbilder sah. Und er redete zu den Juden und den Gottesfürchtigen in der Synagoge und täglich auf dem Markt zu denen, die sich einfanden. Einige Philosophen aber, Epikureer und Stoiker, stritten mit ihm. Und einige von ihnen sprachen: Was will dieser Schwätzer sagen? Andere aber: Es sieht so aus, als wolle er fremde Götter verkündigen. Er hatte ihnen nämlich das Evangelium von Jesus und von der Auferstehung verkündigt. Sie nahmen ihn aber mit und führten ihn auf den Areopag und sprachen: Können wir erfahren, was das für eine neue Lehre ist, die du lehrst? Denn du bringst etwas Neues vor unsere Ohren; nun wollen wir gerne wissen, was das ist. Alle Athener nämlich, auch die Fremden, die bei ihnen wohnten, hatten nichts anderes im Sinn, als etwas Neues zu sagen oder zu hören.

Paulus aber stand mitten auf dem Areopag und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr die Götter in allen Stücken sehr verehrt. Ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen Altar, auf dem stand geschrieben: Dem unbekanntem Gott. Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt. Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darin ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. Auch lässt er sich nicht von Menschenhänden dienen wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt. Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen, damit sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir; wie auch einige Dichter bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts. Da wir nun göttlichen Geschlechts sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Kunst und Gedanken gemacht. Zwar hat Gott über die Zeit der Unwissenheit hin-

weggesehen; nun aber gebietet er den Menschen, dass alle an allen Enden Buße tun. Denn er hat einen Tag festgesetzt, an dem er den Erdkreis richten will mit Gerechtigkeit durch einen Mann, den er dazu bestimmt hat, und hat jedermann den Glauben angeboten, indem er ihn von den Toten auferweckt hat.

Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, begannen die einen zu spotten; die andern aber sprachen: Wir wollen dich darüber ein andermal weiterhören. So ging Paulus von ihnen. Einige Männer schlossen sich ihm an und wurden gläubig; unter ihnen war auch Dionysius, einer aus dem Rat, und eine Frau mit Namen Damaris und andere mit ihnen.

Apostelgeschichte 17, 16-34

Paulus und Athen – passt das zusammen? Hier treffen gleichsam zwei Welten aufeinander. Ist dieses Treffen eine *Begegnung* oder müssen wir – um es mit den Worten von Martin Buber zu sagen – hier von einer *Vergegnung* sprechen? Diese Frage ist wichtig; treffen hier doch die philosophische Tradition der Griechen und das noch so junge Christentum aufeinander. Athen repräsentiert hier gleichsam die griechische Philosophie. Dabei war die Bedeutung dieser Stadt zur Zeit des Apostels Paulus keineswegs mehr so groß wie in der klassischen Antike. Diese Stadt war zu seiner Zeit weder Metropole noch philosophisches Zentrum, sondern eher Provinzstadt. In diesem Abschnitt aus der Apostelgeschichte wird jedoch gleichsam auf die frühere Bedeutung Athens zurückgegriffen und somit eine Kulisse für eine idealtypische Auseinandersetzung zwischen Philosophie und Christentum geschaffen.

Nehmen wir die Situation in den Blick: Was tat Paulus in Athen? Er wartete auf Silas und Timotheus. Während er dies tat, lernte er die Stadt näher kennen und vor allem deren bunte Religiosität. Dabei war er alles andere als ein Tourist, der von Tempel zu Tempel schlendert und alles interessant findet. Keineswegs. Er war vielmehr entsetzt. Es „ergrimmte sein Geist in ihm, als er die Stadt voller Göt-

zenbilder sah“ (Vers 16b), wie es hier in der Apostelgeschichte heißt. Da war auf der einen Seite der monotheistische Glaube an den Gott Israels, den Vater Jesu Christi, und auf der anderen Seite der polytheistische Glaube, der in den vielen Götzenbildern zum Ausdruck kam. Hier ging es um nichts weniger als um das Erste Gebot. Da konnte Paulus nicht schweigen. Und das tat er auch nicht; „er redete zu den Juden und den Gottesfürchtigen in der Synagoge und täglich auf dem Markt zu denen, die sich einfanden“ (Vers 17). Das wurde zwar gehört, löste jedoch keineswegs Begeisterung aus, sondern vielmehr Streit: „Einige Philosophen aber, Epikureer und Stoiker, stritten mit ihm. Und einige von ihnen sprachen: Was will dieser Schwätzer sagen?“ (Vers 18a). Das griechischen Substantiv, das Luther an dieser Stelle als „Schwätzer“ übersetzt, heißt wörtlich: „Körnerpicker“. Hinter dieser Bezeichnung steht der durchaus berechtigte Vorwurf, dass Paulus mit der griechischen Philosophie sehr eklektisch umgeht; er pickt sich einzelne philosophische Aussagen wie Körner heraus. Bemerkenswert ist eine andere Reaktion, die er auslöst: „Andere aber: Es sieht so aus, als wolle er fremde Götter verkündigen. Er hatte ihnen nämlich das Evangelium von Jesus und von der Auferstehung verkündigt“ (Vers 18b). Sollte es so gewesen sein, dass die Verkündigung des Apostels dergestalt missverstanden worden ist, dass seine Zuhörer dachten, er würde zwei neue Götter einführen: das Götterpaar Jesus und Anastasia, zu Deutsch: Auferstehung? Das ist durchaus möglich. Und wenn dies so gewesen sein sollte, dann war dies ein Fall für das Gericht, das für Kultus- und Erziehungsfragen zuständig war. Das führt uns zu der Frage, was hinter der Bezeichnung Areopag steht. Diese Bezeichnung ist zum einen als geographischer Begriff der Name der nordwestlich der Akropolis gelegenen Anhöhe, die dem Kriegsgott Ares geweiht war; sie bezeichnete zum anderen aber als juristischer Begriff auch den Gerichtshof, an dem Kultus- und Erziehungsfragen verhandelt wurden. Was hier gemeint ist, wird

nicht mit letzter Sicherheit geklärt werden können. Das ist jedoch von entscheidender Bedeutung für die Frage, worum es sich bei der so genannten Areopagrede des Paulus handelt: Ist es eine Missionsrede oder eine Apologie vor Gericht? Wenn es in dem Text heißt: „Sie nahmen ihn aber mit und führten ihn auf den Areopag und sprachen: Können wir erfahren, was das für eine neue Lehre ist, die du lehrst? Denn du bringst etwas Neues vor unsere Ohren; nun wollen wir gerne wissen, was das ist“ (Verse 19f.), dann kann das durchaus auch so verstanden werden, dass Paulus vor Gericht geführt und dort verhört wird. Andererseits passt dazu nicht so recht, dass dies in darauf folgenden Vers mit der sprichwörtlichen Neugier der Athener in Verbindung gebracht wird, wenn dort zu lesen ist: „Alle Athener nämlich, auch die Fremden, die bei ihnen wohnten, hatten nichts anderes im Sinn, als etwas Neues zu sagen oder zu hören“ (Vers 21).

Und nun kommen wir zu dem Abschnitt, in dem die Rede des Paulus referiert wird. Paulus beginnt sie mit einem Kompliment, bei dem man nicht so ganz weiß, wie er es wohl gemeint hat, wenn er sagt: „Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr die Götter in allen Stücken sehr verehrt“ (Vers 22b). Wirft Paulus seinen Zuhörern hier Aberglauben vor? Das Adjektiv *δεισαίμων*, zu Deutsch: „gottesfürchtig“, hängt auf das Engste mit dem Substantiv *δεισαμονία* zusammen. Und das hat die Bedeutung: Aberglaube. Oder wird hier die Religiosität der Athener von Paulus gewürdigt? Und wenn dem so ist: Ist es die möglicherweise gegebene Situation vor Gericht, die es ihm angeraten erscheinen lässt, eine solche Würdigung zum Ausdruck zu bringen? Das wissen wir nicht, denn wir wissen ja nicht einmal, ob hinter der Schilderung der Areopagrede wirklich ein Verhör vor Gericht steht. Wenn dies nicht der Fall wäre, wäre es dann denkbar, dass Paulus, dessen Geist angesichts der vielen Götzenbilder in der Stadt ergrimmt, wie wir eingangs gehört haben, die ihm dort begegnende Religiosität positiv zu würdigen in der Lage war? Ich denke, dass er dazu durchaus in

der Lage war – und zwar deshalb, weil er hier die natürliche Religiosität des Menschen sah. Die ist auch uns nicht unbekannt. Oft zeigt sie sich in der Aussage, dass es irgendetwas zwischen Himmel und Erde geben muss. An diese natürliche Religiosität knüpft er an, wenn er sagt: „Ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen Altar, auf dem stand geschrieben: Dem unbekanntem Gott“ (Vers 23a). Ob es einen Altar mit der Aufschrift „Dem unbekanntem Gott“ gegeben hat, ist unklar. Epigraphisch und literarisch belegt sind derartige Aufschriften lediglich im Plural: den unbekanntem Göttern. In jedem Fall ist die Lutherübersetzung an dieser Stelle nicht ganz korrekt, da es an dieser Stelle wörtlich heißt: „einem unbekanntem Gott“ und nicht: „dem unbekanntem Gott“. Ist dies nun gleichsam ein Angebot interreligiösen Dialogs, das Paulus den Athenern hier unterbreitet? Sicher keines, das die Religiosität der Athener und den christlichen Glauben als gleichrangig und gleichwertig auf derselben Ebene verortet. Es ist ganz offensichtlich, dass Paulus den Glauben der Athener für defizitär hält. Aber daraus folgt nicht, dass dies deshalb kein Dialogangebot ist. Als die römisch-katholische Kirche im Rahmen des Zweiten Vatikanischen Konzils eine inklusivistische Sicht anderer Religionen präsentierte, war diese Sicht auch davon geprägt, dass der christliche Glaube gegenüber den anderen Glaubensweisen zwar als überlegen betrachtet wird, aber auch in ihnen die erlösende Präsenz Gottes gesehen wird. Gegenüber der bis dahin vertretenen exklusivistischen Sicht anderer Glaubensweisen, gemäß der das Christentum die einzig wahre Religion ist und die anderen Religionen demgegenüber nicht auf wahrer Erkenntnis Gottes basieren und diese somit auch nicht vermitteln können, war die inklusivistische Sicht somit ein echter Fortschritt, der den Weg zu interreligiösen Dialogen ebnete. Paulus begibt sich also auf den Weg des interreligiösen Dialogs und legt Rechenschaft über seine eigenen Glauben ab. Dabei lässt er seine Zuhörer nicht im Unklaren, dass er der

Auffassung ist, dass sein Glaube der richtige ist, und bemüht sich, ihnen diesen seinen Glauben nahezubringen, wenn er sagt: „Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt“ (Vers 23b). Der Glaube der Athener ist für ihn keine echte Alternative zum christlichen Glauben. Das ist ganz deutlich. Aber die Auffassung, dass andere Glaubensweisen echte Alternativen zum eigenen Glauben darstellen, ist auch keine Voraussetzung für interreligiöse Dialoge. Ganz im Gegenteil: Wer nicht von seinem eigenen Glauben zutiefst überzeugt ist und zu ihm steht, ist letztlich nicht fähig, einen interreligiösen Dialog zu führen. Paulus ist von seinem christlichen Glauben zutiefst überzeugt, er steht zu ihm und so bezeugt er ihn gegenüber den Athenern, indem er sagt: „Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darin ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. Auch lässt er sich nicht von Menschenhänden dienen wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt. Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen, damit sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir“ (Verse 24 bis 28a). Paulus benennt hier Gott als Schöpfer der gesamten Welt, als den, „der die Welt gemacht hat und alles, was darin ist“ und somit als „Herr des Himmels und der Erde“. Dass der Schöpfer der Welt nicht „in Tempeln, die mit Händen gemacht sind“ wohnt, versteht sich im Grunde von selbst. Diese Erkenntnis finden wir bereits in der Hebräischen Bibel. So heißt es im Gebet des Salomo nach der Einweihung des Jerusalemer Tempels: „Aber sollte Gott wirklich auf Erden wohnen? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen – wie sollte es dann dies Haus tun, das ich gebaut habe?“ (1. Könige 8, 27). Dies gilt nicht nur für den Jerusalemer

Tempel, sondern auch für unsere Kirchen. Als der mittlerweile verstorbene rheinische Präses Peter Beier anlässlich der Wiedereingebrauchnahme des Berliner Doms am 6. Juni 1993 sprach, sagte er völlig zu Recht: „Die Wahrheit braucht keine Dome. Das liebe Evangelium kriecht in jeder Hütte unter und hält sie warm. Die Evangelische Kirche braucht auch keine Dome.“ Paulus betont, dass Gott, der nicht auf Tempel und auch nicht auf Kirchen angewiesen ist, selbstredend auch nicht darauf angewiesen ist, von Menschen bedient zu werden, wenn er fortfährt: „Auch lässt er sich nicht von Menschenhänden dienen wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt“ (Vers 25). Mit diesen Aussagen stellt er wieder eine Brücke zwischen dem biblischen Glauben an Gott und der griechischen Philosophie her. Denn in dieser wird durchaus vom „Schöpfer des Kosmos“ gesprochen, und auch die Aussage, dass Gott nicht darauf angewiesen ist, von Menschen bedient zu werden, hat ihre Entsprechung im aufgeklärten griechischen Denken. Paulus verknüpft hier biblische Sprache mit griechischer Begrifflichkeit. Dann folgt der zweite Teil seiner Areopagrede, in dem er die Beziehung von Gott und Mensch thematisiert. Dabei nimmt er zunächst auf Adam als ersten Menschen Bezug, ohne ihn allerdings namentlich zu nennen, und geht auf die Bestimmung des Menschen ein, wenn er sagt: „Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen, damit sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns“ (Verse 26f.). Die Menschen sollen die Erde bewohnen und Gott suchen. Der Hinweis darauf, dass Gott „nicht ferne von einem jeden unter uns“ ist, ist wieder ein Brückenschlag zwischen biblischen Aussagen, die die Nähe Gottes betonen, und philosophischen Aussagen. So lesen wir etwa bei Seneca: „Gott ist dir nahe, ist

mit dir, ist in dir“ (Epistolae 41, 1). Mit den Zeiten und Grenzen, von denen der Apostel hier spricht, sind die Lebensräume der Menschen sowie die Tages- und Jahreszeiten gemeint. Und dann geht Paulus noch einen Schritt weiter, indem er nicht lediglich indirekt Bezüge zwischen biblischem Glauben und Philosophie zur Sprache bringt, sondern griechische Tradition direkt zitiert, wenn er sagt: „Denn in ihm leben, weben und sind wir; wie auch einige Dichter bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts“ (Vers 28). Die eingangs begegnende stoische Dreierformel „in ihm – griechisch: εν αυτω – leben, weben und sind wir“ ist pantheistisch gedacht; Gott wird als immanent im Menschen verstanden. Das ist eindeutig kein biblisch-theologisches Denken. Wenn aber die Präposition εν nicht lokal, sondern instrumental verstanden wird, so dass es dann nicht heißt „in ihm“, sondern „durch ihn“, dann entspricht dies biblischer Theologie. Und die Präposition εν kann – wie ihr hebräisches Pendant כּ – beide Bedeutungen haben. Die Art, in der Paulus hier griechische Tradition zitiert, ist jedoch durchaus mit einem Fragezeichen zu versehen. Denn es darf bezweifelt werden, dass seine griechisch denkenden Zuhörer diese unterschiedlichen Interpretationsmöglichkeiten vor Augen hatten, als sie das Zitat aus dem Munde des Paulus hörten. In interreligiösen Dialogen besteht immer die Gefahr, dass man gleichsam aneinander vorbeiredet, weil man dieselben Begriffe benutzt, diese jedoch mit anderem Inhalt füllt. Dies sollte vermieden und nicht etwa herbeigeführt werden, denn es führt nur zu einer scheinbaren Verständigung, nicht jedoch zu einer echten. Diese kritische Anfrage gilt entsprechend für das weitere Zitat in diesem Vers: „Wir sind seines Geschlechts“. Dies ist das einzige explizite Klassikerzitat im gesamten Neuen Testament. Hier zitiert der lukanische Paulus den fünften Vers aus dem Lehrgedicht ‚Phainomena‘ des Stoikers Aratus von Soloi (3. Jahrhundert v.Chr.), der aus der kilikischen Heimat des Paulus stammte und am Hof der Ptolemäer in Ägypten leb-

te. In diesem Lehrgedicht wird Zeus für seine Fürsorge für die Menschen gelobt, die darin ihren Ausdruck findet, dass er ihnen die Kenntnis der richtigen Zeiten für Aussaat und Ernte kundtut. Diese Worte, bei denen es sich um die zweite Hälfte eines Hexameters handelt, standen in ähnlicher Form auch in einem Zeus-Hymnus des Stoikers Kleantes. Mit der Aussage, dass die Menschen vom Geschlecht des Zeus und somit göttlichen Geschlechts sind, wird die Vorstellung von Zeus als „Vater der Götter und Menschen“ aufgenommen. Auch hier versucht Paulus, eine Brücke zwischen griechischer Religiosität und biblischem Glauben zu bauen, aber auch hier ist zu fragen, ob dadurch nicht eine grundlegende Differenz zwischen ihnen überspielt wird. Denn der biblische Monotheismus und die griechische polytheistische Götterwelt sind nicht kompatibel. Dass der lukanische Paulus diese Differenz hier nicht angemessen thematisiert, hat zur Folge, dass die Konsequenz, die er im Folgenden zu ziehen versucht, nicht zu überzeugen vermag. Er sagt: „Da wir nun göttlichen Geschlechts sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Kunst und Gedanken gemacht“ (Vers 29). Paulus versucht an dieser Stelle, unter Rückgriff auf die griechische polytheistische Religion den Götzenbildern, in denen eben diese Religion ihren Ausdruck findet, die Grundlage zu entziehen. Das überzeugt deshalb nicht, weil die Konsequenz, die Paulus hier zieht, keineswegs zwingend ist. Denn die Aussage, dass der Mensch göttlichen Geschlechts sei, könnte vor dem Hintergrund der griechischen Götterwelt auch als Argument herangezogen werden, um die Herstellung von Götter- bzw. Götzenbildern zu legitimieren. Es ist zweifellos sinnvoll, im interreligiösen Dialog Anknüpfungspunkte zu sehen und diese auch zu benennen, aber gerade dabei sollten bestehende Differenzen weder verschwiegen noch verschleiert werden.

Paulus kommt zum Schluss seiner Rede, in dem er seine Zuhörer zur Buße, zur Um-

kehr aufruft. Bemerkenswert ist, dass er nun nicht mehr schöpfungstheologisch, sondern heilsgeschichtlich argumentiert. Er sagt: „Zwar hat Gott über die Zeit der Unwissenheit hinweggesehen; nun aber gebietet er den Menschen, dass alle an allen Enden Buße tun. Denn er hat einen Tag festgesetzt, an dem er den Erdkreis richten will mit Gerechtigkeit durch einen Mann, den er dazu bestimmt hat, und hat jedermann den Glauben angeboten, indem er ihn von den Toten auferweckt hat“ (Vers 31f.). Dass Gott den Menschen bereits mit der Schöpfung – also von Anfang an – den Auftrag gegeben hat, ihn zu suchen, hatte Paulus bereits zur Sprache gebracht, als er gesagt hatte: „Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen, damit sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten“ (Verse 26f.). Dies hatte er noch durch den Hinweis unterstrichen: „und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns“ (ebd.). Aber Gott hat dies in der „Zeit der Unwissenheit“ nicht eingefordert, sondern darüber „hinweggesehen“. Das ist jetzt anders. Denn nun ermöglicht er auch den nichtjüdischen Menschen die richtige Erkenntnis Gottes. Da die „Zeit der Unwissenheit“ somit der Vergangenheit angehört, zieht er sie nun für ihre Reaktion auf diese Verkündigung zur Rechenschaft. Hier kündigt Paulus das bevorstehende Gericht Gottes an. Dafür kann er nicht auf Anknüpfungspunkte zurückgreifen, die zur griechischen polytheistischen Religion Brücken bauen. Dementsprechend gehen seine Zuhörer auf diese Ankündigung nicht ein und sind weit davon entfernt, kollektiv Buße zu tun. Die christologische Begründung dieses Bußrufes werden sie als noch befremdlicher empfunden haben, denn die Vorstellung einer Auferstehung dessen, der als Richter aller Menschen fungieren wird, steht quer zu ihren Vorstellungen. Hier gibt es keine Anknüpfungspunkte – wenn man einmal davon absieht, dass Paulus Christus an dieser Stelle nicht namentlich nennt, um

nicht erneut Anlass für das Missverständnis zu geben, er würde eine neue Gottheit einführen wollen.

Die überwiegende Reaktion auf die Areopagrede des Paulus bestand in Spott oder Desinteresse: „Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, begannen die einen zu spotten; die andern aber sprachen: Wir wollen dich darüber ein andermal weiterhören“ (Vers 32), so dass Paulus von dannen zog: „So ging Paulus von ihnen“ (Vers 33). Er war nicht völlig erfolglos gewesen, wie dem folgenden Vers zu entnehmen ist, in dem es heißt: „Einige Männer schlossen sich ihm an und wurden gläubig; unter ihnen war auch Dionysius, einer aus dem Rat, und eine Frau mit Namen Damaris und andere mit ihnen“ (Vers 34). Aber verglichen mit anderen Missionserfolgen ist dieses Resultat als überaus bescheiden zu bezeichnen. Als dagegen Paulus und Barnabas zum zweiten Mal in der Synagoge in Antiochia in Pisidien sprachen, hatte dies einen ungleich größeren Erfolg. Im dreizehnten Kapitel der Apostelgeschichte ist darüber zu lesen: „Als das die Heiden hörten, wurden sie froh und priesen das Wort des Herrn, und alle wurden gläubig, die zum ewigen Leben bestimmt waren. Und das Wort des Herrn breitete sich aus in der ganzen Gegend“ (Verse 48f.).

Wenn wir davon ausgehen, dass es sich bei der Areopagrede des Apostels Paulus um eine Missionsrede handelt und nicht um eine Apologie vor Gericht, dann war es eine Missionsrede, der kein großer Erfolg beschieden war.

Kehren wir zu unserer Ausgangsfrage zurück; Kann diese Rede als Gesprächsangebot im interreligiösen Dialog betrachtet werden? Legen wir die Maßstäbe zugrunde, an denen wir heutige interreligiöse Dialoge messen, dann werden wir diese Frage mit einem klaren „Nein“ zu beantworten haben, denn dem lukanischen Paulus ging es nicht darum, mit seinen griechischen Zuhörern in einen interreligiösen Dialog auf gleicher Augenhöhe einzutreten, sondern darum, sie zur Buße und zur Übernahme des Glaubens an den auferstande-

nen Jesus Christus zu bewegen. In Bezug auf unsere heutige Praxis des interreligiösen Dialogs werden wir von der Areopagrede nicht viel lernen können. Denn der Weg des lukanischen Paulus, Anknüpfungspunkte zu der Religion der andersgläubigen Dialogpartnerinnen und –partner zu suchen und zu benennen, die nur zu einer scheinbaren Verständigung führen, nicht jedoch zu einer echten, erweist dem interreligiösen Dialog keinen Dienst. Aber wenn wir die Frage, ob die Areopagrede als ein Gesprächsangebot im interreligiösen Dialog betrachtet werden kann, dergestalt verneinen, werden wir ihr nicht gerecht, denn wir beurteilen sie dabei nach heutigen dialogtheologischen Kriterien. Diese Rückprojektion heutiger theologischer Maßstäbe in die Zeit des Lukas

verstellt den Blick dafür, dass diese Rede eine damals mögliche religiöse Toleranz belegt, die bemerkenswert ist. So würdigt der lukanische Paulus – wie wir gesehen haben – die natürliche Religiosität der Griechen durchaus positiv, auch wenn er sie als Anknüpfungspunkt im Rahmen seiner Missionsstrategie nutzt. Es ist hervorzuheben, dass er dabei nicht polemisch argumentiert. Damit reagiert er auf die religiöse Toleranz der Athener, die im Altarraum für unbekannte Götter zum Ausdruck kam, denn dorthin konnten Reisende ihre lokalen Götterstatuen bringen, um sie zu verehren.

Somit zeigt die Areopagrede aus dem siebzehnten Kapitel der Apostelgeschichte, welche interreligiöse Toleranz bereits zur Zeit des Lukas möglich war.

Die Areopagrede des Paulus (Apostelgeschichte 17, 16-34) – ein Gesprächsangebot im interreligiösen Dialog?

Zweiter Teil

von Dr. Günter Wasserberg



1. Was können wir aus dieser lukanischen Erzählung ‚Paulus in

Athen‘ lernen für das heutige interreligiöse Gespräch? Zunächst einmal sollten wir uns fragen, ob diese philosophisch-theologische Gesprächsszene mit Kennzeichnung ‚interreligiöses Gespräch‘ überhaupt hinreichend und angemessen charakterisiert ist. Wenn wir von einem interreligiösen Dialog sprechen, so meinen wir das Gespräch zwischen zwei Religionen. Philosophie hat zwar Berührungspunkte zur Religion, versteht sich aber selbst kaum als Religion, sondern eben bewusst als Philosophie. Die Frage nach Gott kann als Frage nach Transzendenz mit enthalten sein,

muss es aber nicht. Insofern sollten wir vorsichtig sein, diese lukanische Gesprächsszene für das interreligiöse Gespräch zu vereinnahmen.

2. Wir sollten biblisch nicht von Toleranz sprechen. Toleranz ist ein neuzeitlicher Begriff, durch die Aufklärung (Kant, Lessing) geprägt. Toleranz, wie wir sie heutzutage verstehen, war Judentum wie Christentum und auch Luther noch fremd. Bezogen auf die damalige Zeit des NT, musste man sich als gläubiger Jude(nchrist) arrangieren. So insbesondere Paulus, der in der römischen Provinzhauptstadt Kilikiens, in Tarsus geboren und aufgewachsen war. Er lebte mit seiner Familie als Teil einer jüdischen Minderheit in einem römisch-hellenistischen Umfeld; er ging aufs Gymnasium, sprach griechisch, er kannte sich also aus in der römisch-griechischen Kultur, weil er sie gewissermaßen tagtäglich vor Augen hatte. Deren Gottesvorstellungen waren pantheistisch. Kam man als Rei-

sender in eine griechisch-römische Stadt (wie Athen), so ging man als loyaler Staatsbürger selbstverständlich auch in die dortigen Tempel, zollte seinen Respekt für die einheimischen Götter und brachte vielleicht seine eigene kleine Gottesstatue mit und stellte sie in den Raum, der dem unbekanntem Gott bzw. den unbekanntem Göttern vorbehalten war. Man war in gewisser Weise tolerant, ja sogar sprichwörtlich neugierig wie die Athener. Man suchte den philosophischen Diskurs.

Das Judentum war anders. Sein Monotheismus, die Unsichtbarkeit oder Transzendenz, die Nichtdarstellbarkeit Gottes unterschied Juden von Nichtjuden. Aber auch sie suchten und brauchten die Nähe zur römisch-griechischen Kultur, lebten sie doch in großer Zahl in Städten wie Alexandria, Ephesus, Damaskus oder Rom. Sie trieben Handel, sprachen griechisch, luden Gäste ein in ihre Häuser, servierten ihnen zuhause koscheres Essen. Wie aber sollte man sich verhalten, wurde man in ein römisches Haus eingeladen? Diese Fragen thematisiert Paulus z.B. im 1. Korintherbrief 10, und auch für die lukianischen Leser war diese Frage höchst virulent, denn die von Lukas in der Apostelgeschichte erzählte Urgemeinde um Petrus lebte und praktizierte als Christengemeinschaft jüdisch! Daher wird in der Corneliusperikope (Apg 10) ein damals höchst aktuelles Thema verhandelt, nämlich die Frage, ob man als Christ koscher leben sollte. Als Petrus nach Jerusalem zurückkehrt, lautet der Vorwurf seiner Gemeinde: „Du hast mit Unbeschnittenen, also ‚Heiden‘, gegessen!“ (Apg 11,2).

3. Paulus wird wie viele Diasporajuden zumindest eine gewisse Grundkenntnis in der griechisch-römischen Philosophie und Götterwelt gehabt haben. Er ist ihr von frühester Kindheit alltäglich begegnet. Diese Götterwelt war einerseits (nicht nur für Juden!) sehr fremd und fern, vor allem waren die Götter in Vielem willkürlich, machtbesessen, voller Intrigen und Streit. Die Grundfrage lautete: Wie konnten man

der Willkür und Allmacht der Götter entgegen und sie besänftigen? Ein Leben nach dem Tode war den Mächtigen vorbehalten, die Allgemeinheit war davon ausgenommen. Pharaonen wie römische Kaiser, sie lebten weiter. Kaiser Augustus war schon zu Lebzeiten ein Gott. Und solche Menschengötter hatten selbstredend keine irdische Geburt, sondern waren – selbst wenn jeder von den leiblichen Eltern wusste – von Göttern gezeugt. Auf diesem Hintergrund erhält die Geburt Jesu von Nazareth ihre besondere Note. Für damalige Ohren war die Jungfrauengeburt keine Überraschung, sondern umgekehrt ein Ausweis der besonderen Heilsbedeutung Jesu. Anders hätte die ‚Weihnachtsgeschichte‘ (Lk 2), wie wir sie nennen, kaum funktionieren können. Dass Maria und Joseph (davidischer Herkunft) eines niedrigen Standes waren und diese Geburt sich quasi im hintersten Winkel des damaligen Kulturkreises abspielte, zur Zeit, als Augustus römischer Kaiser war, das ist eine der Pointen der Weltgeschichte. Denn dieser Jesus von Nazareth wird die Welt viel tiefer verändern und prägen, als der damals allmächtig herrschende Kaiser Augustus.

4. Interessant ist an unserer Perikope, dass der von Lukas erzählte Paulus sowohl in der Synagoge wie auch auf dem Marktplatz, der Agora, auftritt. Das ist typisch lukianisch, wie er von ‚seinem‘ Paulus erzählt! Zuerst die Synagoge, dann der öffentliche Auftritt auf dem Marktplatz. In der Synagoge begegnet der lukianische Paulus Juden wie Gottesfürchtigen. Letztere bildeten damals die entscheidende Brücke zwischen jüdischer und hellenistisch-römischer Welt. Sie wurden zur entscheidenden Zielgruppe für die christliche Verkündigung. Gottesfürchtige kann man Sympathisanten der Synagoge bezeichnen. Der Hauptmann von Kapernaum (Lk 7,1-10) ist solch ein Mann, wie auch der römische Kohortenfürher Cornelius (Apg 10). Diese in der damaligen Gesellschaft führende ‚Mittelschicht‘ zeigte sich kulturell und religiös durchaus interessiert und aufgeschlossen, ohne jedoch zum Judentum

überzutreten. Das ging nicht, denn sie mussten sich dem römischen Staat gegenüber politisch und religiös loyal verhalten. Diese gehobene Mittelschicht hat Lukas primär im Auge, als er sein Evangelium und die Apostelgeschichte schreibt.

5. Was die Athener Erzählung von anderen in der Apostelgeschichte unterscheidet, ist der Fokus: nicht mehr Juden und Gottesfürchtige stehen im Vordergrund, sondern hier wird ein rein ‚heidnisches‘ Publikum angesprochen. Damit wird der christliche Anspruch, den Lukas schon zu Beginn seines Evangeliums ausgeführt hat, eingelöst: die Christus-Botschaft, das Evangelium, gilt uneingeschränkt *allen* Menschen (Simeon-Weissagung Lk 2,29-32).

6. Auffällig ist, wie sehr der von Lukas erzählte Paulus erzürnt ist: Die vielen Götterstatuen machen ihn wütend (Apg 17,16). Warum? Wir können diese Athener Begebenheit aus zwei Perspektiven sehen. Wir können sie für sich als Einzelstück nehmen, oder aber wir stellen sie in den großen Zusammenhang des lukanischen Werkes und fragen nach seinen damaligen Adressaten. Wenn wir annehmen, dass Lukas eine Zielhörerschaft vor Augen hatte, die zum einen jüdisch geprägt und aufgewachsen, zum anderen mit den Gottesfürchtigen gut umschrieben ist, dann dürfte es klar sein, dass die römisch-griechische Götterwelt kein Vorbild sein kann. Christlicher Glaube findet keine Anknüpfungspunkte in der antiken Götterwelt, sondern in einem Judentum, das, wie Paulus es am eigenen Leibe selbst hautnah erlebt hat, sich dem Gott Israels verbunden weiß. Daher können die lukanischen Leser zu Recht erwarten, dass der von Lukas gezeichnete Paulus diese griechisch-römische Götterwelt in Athen zutiefst verabscheut und ablehnt. Sie werden regelrecht erleichtert sein, Paulus so erregt zu erleben!

7. Was der von Lukas erzählte Paulus an Kritik vorbringt, könnten so oder ähnlich aber auch viele Philosophen der damaligen Zeit vorgebracht haben, nämlich dass Gott

bzw. die Götter sich auf keinen Tempel reduzieren lassen (Gott wohnt nicht in einem menschengemachten Tempel V. 24). Gott bzw. die Götter lassen sich nicht durch Opfer besänftigen oder beeinflussen (V. 25). Und Gott bzw. die Götter lassen sich nicht in Statuen darstellen und abbilden (V. 29). Das waren Fragen, über die auch die griechischen und römischen Gelehrten der damaligen Zeit durchaus stritten, so u.a. Seneca, der sich in seinem Werk mit vergleichbaren Fragen auseinandergesetzt hat, also die Frage, wie und ob Gott überhaupt darstellbar ist, wie das Verhältnis Gott – Mensch gefasst werden kann; all das war damals Allgemeingut der Intellektuellen. Einzig der Monotheismus unterschied Juden von Nichtjuden und somit im Gefolge auch die Christen von den ‚Heiden‘.

8. Der lukanische Paulus greift die eben genannten Punkte auf, die Lukas auch schon vorher in der Apostelgeschichte angesprochen hat (z.B. Stephanus Apg 7,44-48). Auch seine Einsicht, es gäbe eine natürliche Gotteserkenntnis aller Menschen, ist biblisch. So argumentiert Paulus im Römerbrief (Röm 1,18-32). Auch das Motiv der Buße und Umkehr ist nicht neu. So argumentiert Lukas in seinem Doppelwerk ständig, vor allem zu Beginn der Apostelgeschichte und in den Missionsreden des Paulus. Anders als gegenüber den Juden kann er den ‚Heiden‘ in Athen ihre Mitwirkung am Tode Jesu nicht vorhalten. Wie überhaupt auffällig ist, dass der lukanische Paulus jeglichen Bezug zum Ersten Testament unterlässt. Wahrscheinlich tut er das, weil er bei seiner philosophischen Hörerschaft auf keine biblischen Vorkenntnisse hoffen kann. Auffällig ist auch, dass er den Heilstod Jesu am Kreuz auslässt. Er redet ‚nur‘ von der Auferstehung. Dabei hätte er gerade bei dieser Thematik auf Interesse seiner philosophischen Zuhörer stoßen können. Denn das Revolutionäre am Christentum war die Auferstehungshoffnung für *alle* Menschen. Diese Glaubenshoffnung steht für Lukas im Zentrum seines Doppelwerkes. Sie wird von ihm als

„Hoffnung Israels“ bezeichnet (Apg 28,20; vgl. Apg 23,6; 24,15; Lk 24,21). Ein Leben nach dem Tode nicht nur für wenige Ausgewählte, sondern für alle, so sie an Christus glauben!

9. Jesus wird nur einmal mit Namen genannt (Apg 17,18). Diese Zurückhaltung erklärt sich für mich aus dem Zuhörerkreis in Athen. Mochte der von Lukas erzählte Paulus seinen philosophisch gebildeten Hörern Jesus nur verdeckt zumuten? Warum diese Zurückhaltung? In ihr spiegelt sich m.E. die Ambivalenz der christlichen Heilsbotschaft. Dass ein Mensch Heilssohn Gottes ist, das ist philosophisch und kulturell für damalige Ohren keineswegs neu, aber die Herkunft dieses Gottessohnes und vor allem sein ‚schändlicher‘ Kreuzestod war nicht nur für jüdische Ohren höchst ungewöhnlich.

10. Der von Lukas erzählte Paulus spricht heilsgeschichtlich von der Endzeit, die nun mit diesem einen Mann, Jesus, angebrochen ist (Apg 17,30 und 31). Endzeit ist Gerichtszeit, Gelegenheit zur Umkehr. Das ist ein Grundmotiv lukanischer Theologie: Glaube an Christus setzt einen neuen Sinn, sprich Umkehr und Abkehr von bisher Geglaubtem und Gelebtem voraus. Zu Christus wechselt man nicht, indem man einer neuen Partei beitrifft, sondern indem man sein eigenes Leben radikal ändert. Das ist urchristlicher Glaube, der so stark ist, dass er auch den Athenern nicht vorenthalten werden kann.

11. Der Erfolg dieser Verkündigung in Athen ist äußerst bescheiden. Das ist auffällig, weil Lukas sonst den großen Erfolg liebt und die großen Zahlen heraushebt. Das zeigt mir, dass die damalige Zielgruppe christlicher Verkündigung auch zur Zeit des Lukas im ausgehenden 1. nachchristlichen Jahrhundert noch weit jüdischer ist

als ‚heidnisch‘. Die Athener Begegnung ist nicht mehr als ein erster Versuch, christliche Verkündigung vor ‚Heiden‘ auszuprobieren. Die Musik spielt bei den Gottesfürchtigen und bei den Juden. Sie sind das primäre Ziel lukanischer Christusverkündigung.

12. Zwei Fragen ergeben sich für mich aus diesem Rekurs: Wenn ich Menschen anderer Religion und Kultur erreichen will, wie sollte ich vorgehen? Gewiss nach Anknüpfungspunkten suchen, *fishing for compliments*, wie es auch der von Lukas erzählte Paulus in Athen macht, aber wie sollte, kann das Evangelium einer fremden und ‚unkundigen‘ Welt verkündigt werden?

Wie kann heute das interreligiöse Gespräch geführt werden? Gewiss nicht mehr als absolute Wahrheit von oben herab, sondern es muss ein Dialog auf Augenhöhe sein. Was können wir von anderen Religionen lernen? Was haben wir gemeinsam, worin unterscheiden wir uns? Wie können wir zum Frieden in der Welt beitragen? Wie verhält es sich dann mit christlicher Wahrheit und überhaupt mit religiösen Absolutheitsansprüchen? Diese Grundsatzfrage muss gestellt und beantwortet werden, nicht zuletzt angesichts des erschreckenden religiösen Fanatismus in unserer Welt.

* * *

Monatsspruch im Monat April

Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen.

Matthäus 27, 54

Purim von Dr. Wolfgang Seibert



Das Fest Purim wird auf die Geschichte zurückgeführt, die im Buch Ester überliefert ist (Ich gehe

einfach davon aus, dass jeder eine Bibel hat und das Buch lesen kann). An diesem Tag wird in der Synagoge dieses Buch aus einer Pergamentrolle, der sogenannten Esterrolle vorgelesen. Jedes Mal, wenn der Name des Judenfeindes Haman fällt, macht die anwesende Gemeinde mit allen möglichen Dingen: Rasseln, Topfdeckeln, Löffeln, soviel Lärm, dass der Name Haman nicht zu verstehen ist. An die Verlesung der Rolle schließt sich ein Festmahl an, bei dem soviel alkoholische Getränke konsumiert werden sollen, dass man den Namen des Bösen Haman und des Guten Mordechai nicht mehr unterscheiden kann. Möglicherweise ein Brauch, der zeigen soll, wie nah Gut und Böse sich manchmal sind. Heute wird dieser Brauch nicht mehr so ernst genommen. Ein anderer Brauch ist, dass man an diesem Tag Arme, mindestens zwei, mit einer Gabe oder Geldspende erfreuen soll.

Die Entstehungsgeschichte von Purim liegt weitgehend im Dunklen. Sicher ist, dass das Buch während des Exils des jüdischen Volkes im persischen Reich entstand. Im persischen Reich wurde im Frühjahr das Neujahrsfest gefeiert. Das Buch Ester könnte einen Versuch darstellen, dem ursprünglich fremden Fest wenigsten einen jüdischen Rahmen zu geben. Dies war notwendig, da davon auszugehen ist, dass auch die Juden dieses persische Fest feierten. Purim ist das Fest der Diaspora, dort ist es entstanden und davon handelt es.

Viele Themen, die eher kritisch zu sehen wären, lassen sich besser mit Humor und Ironie ertragen. Verkleidet und maskiert, deckt Purim die unbequemen Fragen nach „Normalität“, Identitätsverlust und Anpassung auf.

Wie in einem guten Lustspiel macht im Buch Ester niemand eine wirklich gute Figur, weder die Perser noch die Juden. Die Perser handeln willkürlich, machtgeurig und unmoralisch, schwelgen in ihrem Reichtum, leben ihre Leidenschaften und Vergnügungen aus und stellen sie zur Schau. Die Juden passen sich den persischen Wertvorstellungen und Verhaltensweisen an. Es entwickelt sich eine Geschichte von politischen und persönlichen Machtkämpfen und Intrigen aus dem Palast des persischen Großkönigs. Er heißt in hebräischer Sprache Ahaschwerosch und soll Xerxes I. (486-465 v.d.Z.) entsprechen.

Das Buch erzählt von Frauen, Wein, Intrigen, Angst und Freude, Glamour und Blut – kein Wunder, dass Gott in diesem durch und durch weltlichen Szenarium keine Rolle spielt. Er kommt in diesem Buch nicht vor und wird nur in einem Nebensatz erwähnt. Es sei denn, man schreibt ihm die funktionierenden Zufälle zu, die alle bösen Absichten verhindern.

Nach der Überlieferung schrieb Mordechai, der Gute in der Geschichte, die Rolle nieder:

„Und Mordechai schrieb diese Geschichte auf und sandte Schreiben an alle Juden, die in den Ländern des Königs Ahaschwerosch waren, nah und fern, sie sollen den vierzehnten und fünfzehnten des Monats Adar annehmen und jährlich halten, als die Tage, an denen die Juden zur Ruhe ge-

kommen waren vor ihren Feinden.....“
(Ester 9: 20-22)

Aber, wer immer die Ester-Rolle niederschrieb als Verfasser oder Interpret einer bereits existierenden mündlichen Legende, er kannte Atmosphäre, Gewohnheit und Lebensstil am persischen Hof. Dennoch scheint seine Geschichte keiner historischen Wahrheit zu entsprechen, sondern eine geschichtliche Dichtung zu sein, die eine Menge Ungereimtheiten enthält.

So ist zum Beispiel nichts bekannt von einer Verfolgung der Juden im persischen Reich. König Ahaschwerosch, Xerxes I., hatte als Königin eine persische Adlige mit dem Namen Amestris. Es ist absolut undenkbar, dass der persische Herrscher jemals eine jüdische Untergebene geheiratet, oder ein hundertachtzig Tage dauerndes Fest gegeben hätte.

Einige Forscher sehen in Mordechai und Ester einen Hinweis auf den babylonischen Neujahrsmythos, in dem Marduk (Mordechai) die schlechten, elamitischen, Götter (Haman-Humman) besiegte. Wieder andere sehen die Ursprünge von Purim in einem Vorfrühlingsfest, in dem stellvertretend für den Kampf zwischen Winter und Sommer, zwei Gruppen sich übereinander lustig machen. Zur Erheiterung aller wurden dabei humoristische Geschichten erzählt. Vielleicht war die Ester-Rolle eine derartig lustige Geschichte? Jedenfalls muss sie dem bereits vorhandenen Fest die Begründung geliefert haben. Wann sie geschrieben wurde, lässt sich nur sehr schwer sagen, spätestens jedoch im 2. Jahrhundert v.d.Z., denn bereits 78/77 v.d.Z. wurde eine griechische Übersetzung an die Juden in Ägypten geschickt. Diese Übersetzung ergänzt die Festlegende um einige Passagen und Gebete Mordechais und Esters. Offenbar waren die Übersetzer von der Fremdheit des weltlichen Stoffes doch irritiert. Die Qumran-Essener scheinen das Buch und das Fest aus theologischen Gründen abgelehnt zu haben. Jedenfalls fehlt unter ihren biblischen Büchern die Ester-Rolle und in ihrem Festkalender Pu-

rim. Und doch zählt die Ester-Rolle zu den jüngsten biblischen Büchern. Ihre Kanonisierung war lange Zeit heftig umstritten, wie die Gültigkeit von Purim überhaupt, doch beide haben sich durchgesetzt.

Dieses relativ junge Fest im Judentum verlangt Lachen und Trinken und schafft, ähnlich wie im christlichen Karneval, einen geordneten Rahmen für die Abweichung von Ordnung und Gesetz. Diese heitere Atempause in den jüdischen Festen schlug recht früh feste Wurzeln. Die Mischnah und der Talmud widmen der Kommentierung der Festgebote ein ganzes Traktat. Und so, als wollten sie alle Unsicherheiten beseitigen, erklärten die Rabbinen, dass die Tage von Purim auch noch dann existieren werden, wenn es alle anderen Feiertage nicht mehr gibt. Mehr noch, sie erklärten auch, dass es das Buch Ester noch geben werde, selbst wenn alle anderen Bücher nicht mehr existieren würden.

Solange Macht missbraucht wird, muss es die Möglichkeit geben, die Tyrannei durch Spott und Hohn zu entschärfen. Jahrtausende hing das Schicksal der Juden von der Willkür fremder Herrscher ab. In diesen Zeiten gab das Fest Trost und Hoffnung, und immer, wenn ein drohendes Unheil abgewendet wurde, nannte man das *Purim*. Und diese Errettung, wann auch immer, gilt als ein Wunder. Purim symbolisiert die physische Errettung, als Zeichen Gottes in der Diaspora, die dem *hesster panim*, dem Verbergen des göttlichen Antlitzes, gleichkommt.

Um das Befreiungsfest Purim herum entwickelten sich viele folkloristische Bräuche. Maskiert und verkleidet verbrennt man eine Hamanpuppe, hält Reden, die die Vorgesetzten -Lehrer, Rabbiner und Politiker- parodieren. Ein beliebtes Purimgebäck sind dreieckige Teigtaschen, die mit Mohn oder Marmelade gefüllt sind. Man nennt sie *Hamantaschen*, auf Hebräisch *osnej haman*, Hamans Ohren.

Am Vortag von Purim fastet man von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zur Erinnerung daran, dass Ester auch gefastet hat. Der Überlieferung nach war das der Tag, an dem die Vasallen Hamans die Juden überfielen. Der Fastentag betont die Angst und die Spannung, die man erlebt, wenn man unter Verfolgung leidet. Der scharfe Übergang vom Esterfasten zur Purimfreude erinnert daran, dass keine Freude existiert ohne einen Hauch von Trauer und Bedrückung.

Ob Ester und Mordechai nur als Gestalten in der Ester-Rolle oder auch historisch existierten, ist völlig unbekannt. In der Phantasie des jüdischen Volkes jedoch besteht daran überhaupt kein Zweifel. Auf jeden Fall wird im heutigen Iran ihre Ruhestätte verehrt. Folgende Geschichte wird überliefert:

In Hamadan befindet sich das Grab von Mordechai und Ester. Es wird erzählt, dass der Raum nicht groß ist, aber es ist für die vielen Pilger immer genug Platz. Auf dem Grab brennt ein ewiges Licht. Obwohl sich niemand um das Feuer kümmert, brennt es immer weiter.

Einmal wollte der Schah eine Straße durch das Grab legen. Die Pläne waren fertig, alles war vorbereitet. Da träumten der Schah und seine Angehörigen denselben Traum: Wer dem Grab etwas antut, stirbt und mit ihm seine ganze Familie. Am Morgen erwachte der Schah völlig erschrocken. Er erkundigte sich, wo das Grab denn liege und erklärte es zu einer heiligen Stätte, die er von zwei Wächtern bewachen ließ. Das ist bis heute so.

* * *

**Wechsel im Sekretariat:
Abschied von Martina („Tina“) Pade und Begrüßung von Swantje Bonitz
von Dr. Michael Arretz**

Herbst 2007 – nasskalt und neblig ist es und in der Jerusalem Gemeinde herrscht nach dem Weggang von Pastor Dr. Bergler ein weiterer Notstand: Das gemeinsame Sekretariat mit dem Diakoniewerk wird aufgelöst. Zusammen mit Frau Kölln-Langhans wird eine Anzeige geschaltet und es werden Bewerbungen gesichtet. Schließlich werden einige Bewerberinnen eingeladen und Tina Pade landet auf dem ersten Platz. Somit ist sie nicht nur in der Wichern-Gemeinde, sondern eben auch für die Jerusalem-Gemeinde tätig. Aber was war das für ein Start im Januar 2008! Ein Büro war noch nicht vorhanden, ebenso wenig die eigene separate Telefonleitung



und die Übergabe fand dann noch in der freien Zeit statt. Nur gut, dass Tina Pade über mehr als 12 Jahre Erfahrung als Gemeindesekretärin verfügte und zudem ein gutes Netzwerk im Kirchenkreis hatte. Im Team wurde schließlich das Büro mit alten und neueren Möbeln eingerichtet und mit neuer Technik ausgerüstet. Und so konnte es losgehen mit der Organisation der gemeindlichen Veranstaltungen, Kassen- und Buchführung und auch der Bewirtschaftung von Haus 8, was die Gemeinde ja gerade vom Diakoniewerk übernommen hatte. Natürlich war Tina Pade auch die Anlaufstelle für alle Gemeindeglieder, Mieter und die Kollegen aus dem Krankenhaus, um über die kleinen und größeren

Fragen zu sprechen. Und dabei war sie wirklich das Gesicht der Gemeinde. Mit ihrem strahlenden Blick wurde man begrüßt, mit offenen Ohren und konstruktiven Vorschlägen begleitet und schließlich mit einem Lächeln verabschiedet. Da ist viel Gutes herausgekommen und wir sind als Gemeinde sehr dankbar, dass wir mit Tina Pade diese sieben Jahre zusammen arbeiten konnten. Es hätten noch mehr werden können, wenn es möglich gewesen wäre, ihren Wunsch nach einer Vollzeitstelle zu erfüllen.

Als uns Tina Pade im vergangenen Sommer über Ihre Bewerbung unterrichtete, waren wir deshalb nicht überrascht, aber doch ziemlich schockiert darüber, dass es nun so schnell gehen würde. Und als sehr zeitnah die Zusage aus dem Kirchenkreis kam, gab es kein lachendes Auge. Doch Abschied bedeutet auch immer Anfang. Und dieser wird nun gestaltet. Wie gut, dass uns Tina Pade hierbei wieder sehr unterstützt hat. Erst bei der Ausschreibung, dann bei der Gestaltung des Bewerbungsverfahrens und dann bei der Einarbeitung von unserer neuen Gemeindevizepräsidentin Swantje Bonitz.

Liebe Tina, hiermit hast Du einmal mehr gezeigt, was es heißt, sich für seinen Job, seine Kollegen und seinen Arbeitgeber voll einzusetzen. Und dabei immer Deine gute Laune zu behalten und das Lachen nicht zu verlieren, ist eine große Stärke. Wir wün-

schen Dir für Deinen neuen Job im Rockenhof in Hamburg-Volksdorf, der Geschäftsstelle für Bildung des Kirchenkreises Hamburg-Ost, alles Gute und auf Deinen neuen Wegen Gottes reichen Segen.

Herzlich Willkommen, Swantje Bonitz!

Nun haben wir es wirklich geschafft – innerhalb von drei Monaten einen Übergang



in der Schaltstelle der Gemeinde zu organisieren. Seit dem 2. Januar 2015 ist Frau Swantje Bonitz bei uns tätig. Glücklicherweise gab es schon zuvor einige informelle Gespräche, um sich mit den Aufgaben der Jerusalem Gemeinde vertrauter zu machen. Zudem ist Frau Bonitz noch in der Kirchengemeinde Quickborn-Heide tätig und hat zuvor Erfahrungen in der Kindertagesstätten Vicelin und Schalom in Norderstedt sammeln können. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit!

* * *

Der Frauenkreis hat einen neuen Namen

Der „Frauenkreis“ ist schon lange kein Kreis mehr, in dem sich ausschließlich Frauen treffen; es nehmen auch einige Männer an diesen Treffen teil, und das ist gut so. Um deutlich zu machen, dass wir uns über jeden und jede freuen, die zu un-

seren Treffen kommen, haben wir bei unserem Treffen am Mittwoch, den 21. Januar 2015, beschlossen, unsere regelmäßigen Treffen unter die Überschrift

*„Jerusalemernachmittag.
Gespräche über Gott und die Welt“*

zu stellen.

Regelmäßige Veranstaltungen

Dienstag

Die Christliche Suchthilfe „Blaues Kreuz“ trifft sich jeden Dienstag um 19.00 Uhr im Kleinen Saal; Ansprechperson ist Frau Öhme, Tel.: 560 10 83.

Mittwoch

Der ‚Jerusalemmer Nachmittag. Gespräche über Gott und die Welt‘ unter Leitung von Pastor Dr. Goßmann trifft sich jeden Mittwoch in der Sakristei der Jerusalem-Kirche um 15.00 Uhr zu Kaffee, Tee und Gebäck. Nach einer Andacht wird über Gott und die Welt gesprochen.

Donnerstag

Jeden Donnerstag um 19.00 Uhr findet die Bibelstunde unter Leitung von Pastor Dr. Goßmann im Kleinen Gemeindesaal statt.

Sonntag

Jeden Sonntag wird um 10.00 Uhr in der Jerusalem-Kirche Gottesdienst gefeiert, am ersten Sonntag im Monat mit Heiligem Abendmahl.

An jedem zweiten Sonntag im Monat findet unter Leitung von Frau Dr. Renate Heidner um 11.30 Uhr eine Führung durch das Jerusalem-Ensemble statt.

Musikalische Gestaltung unserer Gottesdienste durch den ‚Eimsbütteler Frauenchor in der Jerusalem-Kirche‘ unter Leitung von Frau Uta-Katharina George

Der neue Chor unserer Gemeinde, der ‚Eimsbütteler Frauenchor in der Jerusalem-Kirche‘ unter Leitung von Frau Uta-Katharina George, wird die Gottesdienste am Sonntag, den 29. März, und am Sonn-

tag, den 3. Mai, musikalisch gestalten. Am Sonntag, den 19. April, wird unser Gottesdienst durch ein Flötenquartett begleitet werden.

Veranstaltungen der Jerusalem-Akademie

Am Donnerstag, den 19. März, wird Prof. Dr. Wilhelm Kaltenstadler einen Vortrag zu dem Thema ‚Wege zu Gott, zum Nächsten und zu sich selbst bei Moses Maimonides‘ halten. Am Dienstag, den 28. April, werden Frau Dr. Renate Heidner und Frau Sauter einen Bildvortrag zu Papierschnitten von Marta Gołap halten und in der Zeit von Donnerstag, dem 14. Mai, bis zum Sonntag, dem 17. Mai, wird die Tagung ‚Paradies, Hölle oder was sonst? Muslimische, jüdische und christliche Vorstellungen von Sterben, Tod und dem, was danach kommt‘ durchgeführt werden. Darü-

ber hinaus trifft sich der Reinhard von Kirchbach-Lektürekreis einmal pro Monat. Nähere Informationen zu diesen Veranstaltungen finden Sie im Internet unter:

www.jerusalem-akademie.de

* * *

Monatspruch im Monat Mai

Alles vermag ich durch ihn,
der mir Kraft gibt.

Philipper 4,13

Veranstaltungskalender der Jerusalem-Gemeinde
von März bis Mai 2015

Gottesdienst
Sonntag, 10.00 Uhr

- 01.03. Pastor i.R. Heiko Janssen
mit Heiligem Abendmahl
- 08.03. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 15.03. Prof. Dr. Gabriele Schmidt-Lauber
- 22.03. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 29.03. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 02.04. **Gründonnerstag**
 18.00 Feierabendmahl
- 03.04. **Karfreitag**
 Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 05.04. **Ostersonntag**
 Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
mit Heiligem Abendmahl
- 12.04. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 19.04. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 26.04. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 03.05. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
mit Heiligem Abendmahl
- 10.05. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 14.05. **Christi Himmelfahrt**
 Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 17.05. Pastor Rien van der Vegt
- 24.05. **Pfingstsontag**
 Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 31.05. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann

Bibelstunde
Donnerstag, 19.00 Uhr

- 05.03. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Lukasevangelium
- 12.03. Dr. Günter Kießling
 Thema: Lukasevangelium
- 19.03. Dr. Günter Kießling
 Thema: Lukasevangelium
- 26.03. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Lukasevangelium
- 09.04. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Lukasevangelium
- 16.04. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Lukasevangelium
- 23.04. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Lukasevangelium
- 30.04. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Lukasevangelium
- 07.05. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Lukasevangelium
- 21.05. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Lukasevangelium
- 28.05. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Lukasevangelium

**Kinderbetreuung an jedem ersten Sonntag im Monat, außer in den Ferien,
 durch Frau Monika Sauter
 Änderungen behalten wir uns vor.**

Wissenswertes aus der Geschichte von „Jerusalem“

Die Gemeinde ist eine Gründung der Irisch-Presbyterianischen Kirche, die Mitte des 19. Jahrhunderts einen Pastor nach Hamburg mit dem Auftrag entsandte, auswanderungswilligen, Not leidenden Juden materiell und geistlich zu helfen. Die erste Jerusalem-Kirche befand sich in der Königstraße (jetzt Poststr. / Nähe Hohe Bleichen).

Nachhaltig prägte der getaufte ungarische Jude Dr. h.c. Arnold Frank, ab 1884 Pastor der Jerusalem-Gemeinde, das Gemeindeleben. Er gründete ein Missionshaus in der Eimsbütteler Straße (heute Budapester Str.), in dem jüdische Männer auf ihrem Weg nach Übersee Unterkunft, Arbeit und Bibelunterricht erhielten. Das Mitteilungsblatt „Zions Freund“ erreichte weit über Deutschlands Grenzen hinaus viele Leserinnen und Leser. Dr. Frank ließ 1911-13 die heutige Jerusalem-Kirche (Schäferkampsallee) samt Diakonissenhaus und evangelischem Krankenhaus (Moorkamp) bauen - in der Folgezeit ein Sammelpunkt für zum Christentum konvertierte Juden. Das Krankenhaus, zunächst mit 46 Betten, 1929 mit einer Konzession für 123 Betten ausgestattet, hatte immer wieder auch jüdische Ärzte und Patienten.

Unter dem Naziregime wurde 1939 - nach der Flucht Dr. Franks nach Irland im Jahr zuvor - die Kirche geschlossen und 1942 durch Brandbomben zerstört. Das „arisierte“ Krankenhaus hieß nunmehr „Krankenhaus am Moorkamp“ und stand zeitweilig unter Schweizer Leitung. Nach dem Krieg brachten die Pastoren Weber (1939-1973), Pawlitzki (1974-1993) und Dr. Bergler (1993-2005) das Werk zu neuer Blüte, erwarben u.a. Kinder- und Jugendheime in Bad Bevensen, Erbstorf und Lüderitz hinzu, errichteten ein Schwesternwohnheim und modernisierten das Krankenhaus.

Die Jerusalem-Kirche heute:

Seit 1962 gehört die Jerusalem-Gemeinde zur Ev.-luth. Kirche im Hamburgischen Staate, jetzt Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland (Nordkirche), mit dem besonderen Auftrag „Dienst an Israel“. Sie versteht sich als ein Ort christlich-jüdischer Begegnungen und des Wissens um die Verbundenheit der Kirche mit dem Judentum. Der Auftrag des „Dienstes an Israel“ wird in Form von Vorträgen, Workshops, Studientagen und Publikationen wahrgenommen.

„Jerusalem“ ist eine Personalgemeinde ohne Pfarrbezirk. Jede evangelische Christin und jeder evangelischer Christ - ob inner- oder ausserhalb Hamburgs wohnend - kann auf Antrag Mitglied werden, wenn sie bzw. er den jüdisch-christlichen Dialog unterstützt. Der Grundgedanke einer Zusammenarbeit von Menschen verschiedener Konfessionen gilt in der Jerusalem-Gemeinde unverändert. Der Sonntagsgottesdienst (10.00 Uhr) wird per Videotechnik in die Zimmer des Krankenhauses übertragen.

Spenden für die Gemeinde erbitten wir auf folgende Konten:

Haspa: IBAN - DE33 2005 0550 1211 1292 16 BIC - HASPDEHHXXX
EDG Kiel: IBAN - DE61 2106 0237 0118 1070 00 BIC - GENODEF1EDG

Förderverein Jerusalem-Kirchengemeinde Hamburg e.V.

HASPA: IBAN - DE40 2005 0550 1211 1237 55 BIC - HASPDEHHXXX



Grafik: Jerusalem-Archiv